

Nr. 85. Bromberg, den 25. April 1928.

Der Mann, den die Welt nicht sah!

Ein Roman von Traum und Sein

von **Hanns Marschall.**

(10. Fortsetzung.) ——

„Diese letzten Nachrichten mußten gegeben werden! Wir wurden von der Presse gedrängt!“

„Aber wer hat die ersten Mitteilungen überhaupt gemacht? — Wer hat die Zeitungen unterrichtet, daß es doch einen Menschen gibt, der einen Apparat erfunden hat, mit dessen Hilfe er verschwinden kann? — Wer hat die Berichte abgehen lassen, daß der Diebstahl in der „Continent-Bank“ doch stattgefunden hat?“

Die Fragen schwirrten durcheinander. Alles war plötzlich lebendig geworden.

„Wo befindet sich der Einbrecher, der sich an der Havne Gade als Lanis Carlson ausgab?“ fragte der Polizeidirektor.

„Zelle 117!“

„Lassen Sie ihn noch einmal heraufkommen. Vielleicht ergibt das zweite Verhör irgendetwas!“

Acht Beamte stürzten gleichzeitig zur Tür. Im gleichen Augenblick raste das Telephon.

„Halt!“ rief der Polizeidirektor. „Warten!“

Totenstille. trat wieder ein. Ein Beamter meldete sich und fragte in den Apparat hinein.

„Exzellenz von Brogade wünschen dringend auf privater Leitung sofort —“

Von Lopdörre ließ ihn nicht aussprechen und war schon aufgesprungen. In Schweiß gebadet stand er am Telefon:

„Exzellenz — melde gehorsamst — Jawohl! — Wie? — Bitte wie? — Exzellenz verzeihen gütigst — aber das ist ja — Exzellenz, was soll man tun? — Ja, ja natürlich! — Nein, nein! Es handelt sich hier um einen ganz gewöhnlichen Dieb, der gefangen wurde. Irrtümer, Exzellenz! — Jawohl! — Ich gebe es sofort weiter und werde höchstpersönlich —! Exzellenz!“

Als er den Hörer auf die Gabel zurücklegte, mußte er einen Moment tief Luft holen. Dann wankte er auf seinen Stuhl zurück. Schweigend ließ er sich nieder und starrte eine Weile vor sich hin. Endlich richtete er sich auf und seine kleinen Augen wanderten im Kreise umher:

„Meine Herren! — DerFall Lanis Carlson beginnt sich auszuwachsen in Dimensionen, an die kein Mensch gedacht hat!“ Er fuhr über die gerötete Stirne und dachte nach. Dann erhob er sich?

„Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, meine Herren, ist strengstes Dienstgeheimnis! — Vielleicht ist dieser Augenblick ein Schatten zu großen Weltereignissen. Man kann noch nichts voraussehen! — Soeben hat mir Se. Exzellenz, der Herr Außenminister von Brogade, mitgeteilt, daß vor zehn Minuten der englische Botschafter bei ihm vorstellig geworden ist!“

Er machte wieder eine Pause. Ein Murmeln wurde laut. Atemlos hingen die Kriminalkommissare an seinem Munde.

Und der Polizeidirektor fuhr fort:

„Der englische Botschafter, Lord Cower, hat halbamtlich eröffnet, daß er um die Angelegenheit Lanis Carlson unterrichtet sei und im Auftrage seiner Regierung handle, wenn er darauf hinweise, daß Britannien unser Land für jeden Schaden, gleich welcher Art und in welcher Höhe, voll und ganz verantwortlich mache, der drüben durch das Eindringen Lanis Carlsons entstehe. Er hat den Verrat militärischer Geheimnisse betont, der eine Kleinigkeit heute darstelle, er hat ferner betont, daß —“

Polizeidirektor von Lopdörre kam nicht weiter. Man mußte ihn stützen. Ein Schwindel befiel ihn.

„Danke, meine Herren!“ nickte er den Beamten abwesend zu, die ihn hielten. „Ich muß sofort zum Minister. Exzellenz erwartet mich!“

7. Kapitel,

in dem ein harmloser, junger Mann auf hoher See durch den Scherz des Kapitäns einen Liebesantrag bekommt, da er für einen Abenteurer gehalten wird, und die „Downing-Street“ in hellen Aufruhr gerät.

Kapitän Holm Aagers saß in der Kapitänskajüte, hatte soeben sein opulentes Frühstück beendet und zündete sich eine Henry Clay an. In dicken Wolken stieß er den blauen Rauch in die Lüfte, faltete die Hände über seinem Bauch und fühlte sich zufrieden und glücklich. Er besaß auch ein Recht darauf, denn wenn jemand mit seinem Kasten die fünfhundertste Reise von Kopenhagen durch den Sund nach England macht und die Reederei aus diesem Anlaß eine Gratifikation von eintausend Kronen auf den Tisch legt für treue und gewissenhafte Ausübung des Dienstes in all den langen Jahren, dann hat eben dieser Jemand absolut kein Recht, unzufrieden mit seinem Schicksal zu sein.

Es klopfte.

Kapitän Holm Aagers blickte zur Tür, strich seinen schneeweißen Seemannsbart, warf einen Blick auf die große Seekarte, die an der gegenüberliegenden Wand befestigt war, und überlegte, was es so Bemerkenswertes geben könne, daß man ihn schon um 8 Uhr morgens bei seiner Zigarre stören müsse. Undeutlich und dumpf rumorten die großen Maschinen.

„Come in!“ brummte er dann und setzte sich in Positur.

Die Tür ging auf und herein trat der Funkoffizier.

„Guten Morgen, Herr Kapitän!“

Holm Aagers nickte und sah auf ein Telegramm, das der Offizier in der Hand hielt. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Telegramme hatten nie etwas Gutes zu bedeuten. Und im Geiste durchflog er die ganze Reihe der Passagiere, die sich an Bord befand. Es waren insgesamt 11 Personen. Die „Jütland“, der Kasten, den er nun schon im zehnten Jahre fuhr, war nämlich in erster Linie ein Frachtdampfer, konnte allerdings auch Passagiere befördern. Wenn es jedoch hoch kam, so befanden sich immer nur vier oder fünf Göste an Bord, denen die Reise mit einem anderen Dampfer zu kostspielig war. Meist handelte es sich bei diesen Passagieren um Studenten oder ärmliche Auswanderer, die in London ein paar Tage blieben und dann mit der Bahn nach Southampton weiterfuhren, um sich dort auf einem englischen Dampfer einzuschiffen. Diesmal hatte die „Jütland“ es also auf die stattliche Ziffer von 11 Passagieren gebracht.

Aber so angestrengt Holm Aagers auch nachdachte, er konnte sich nicht entsinnen, unter seinen „Familienmitgliedern“, wie er väterlicherweise die Passagiere immer nannte, auch nur ein verdächtiges Individuum herauszufinden, dem die Polizei ein Telegramm hätte nachjagen können.

„Also — was haben Sie?“ Endlich hatte er sich zu der Frage aufgerafft.

„Ein sonderbares Telegramm von —"

„— von?"

Der Funkoffizier sah auf die Depesche. „Von der Polizeidirektion Kopenhagen!"

Holm Aagers sagte nichts, legte nur die Zigarre beiseite und streckte die Hand aus. Der Offizier reichte ihm das Telegramm. Und dann las der in Ehren ergraute Seebär die sonderbarste Depesche seines Lebens. Er las sie ganz langsam, mit Bedacht, — las sie Wort für Wort, fing nach jedem Satz von vorne an, und legte sie schließlich auf den Tisch. Dann sah er den Offizier an:

„Sagen Sie mal, Dalgnar, haben Sie von dem ganzen Kauderwelsch ein Wort verstanden?"

Der Offizier schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich habe mir Mühe gegeben, die denkbar größte Mühe sogar, aber verstanden habe ich nichts!"

Der Kapitän nickte zufrieden. „Freut mich, freut mich, außerordentlich, — ich hatte schon befürchtet, daß mein Gedächtnis bei dieser Jubiläumsfahrt getrübt ist!" Und er griff abermals nach dem Telegramm, las es wieder durch und schüttelte den Kopf wie jemand, der mit einem anderen sehr großes Mitleid hat. „Die armen Polizeibeamten!" nickte er dann. „Mir einfach unbegreiflich, wie die Kerls so ein Telegramm schicken können, wo sie sonst so tüchtig sind!"

Der Offizier lachte.

„Nein, nein, in allem Ernst, mein lieber Dalgnar: Unsere Kopenhagener Polizei ist sogar sehr tüchtig. Ich habe einen ganz verdammten Respekt vor den Brüdern. Vor drei oder vier Jahren beispielsweise kam ich von London zurück und hatte in meiner Kajüte hier unten einen wundervollen Paradiesvogel. Irgendein Händler am „Greenland-Dock" hatte mir das Vieh aufgeschwatzt. Wie wir im „Vestbassin" festmachen, — kommt da nicht so ein Schnüffler an Bord, steckt seinen blankgeputzten Polizeirüssel in alle Kajüten, und findet bei mir den Vogel. „Ist das Ihr Vogel?" Ich nickte. „Wie kommen Sie zu dem Vogel?" Ja, nun soll man wissen, wie man zu einem Vogel kommt. Ich frage ihn also: „Haben Sie keinen, lieber Freund?" Darauf wird der Kerl grob und droht mir, mich anzuzeigen, weil ich ein fremdes Vieh ohne Genehmigung einschleppe. Die Polizei müsse alles wissen. „Gut!" sage ich. „Ich werde den Vogel also polizeilich melden!" Der Kerl ist damit aber nicht zufrieden, sondern betrachtet ihn sich von allen Seiten genau. „Wollen Sie vielleicht nachsehen, ob er inzwischen Eier gelegt hat?" frage ich. Da wird er wieder grob und erklärt mir, man könne ja nicht wissen. Es soll schon vorgekommen sein, daß eingeführte Tiere Brillanten im Gefieder oder gar im Magen verborgen gehabt hätten. Ich erklärte ihm natürlich, daß der Paradiesvogel von mir damit nie gefüttert sei, wenn er also wirklich Brillanten in und an seinem zarten Vogelkörper fände, müsse das Vieh dieselben aus eigener Initiative an sich genommen haben! — Fluchend ist der Kerl wieder abgezogen. Sie sehen also, wie tüchtig die Polizei bei uns zu Hause ist, — und gerade darum ist es mir unverständlich, wie sie so ein Telegramm in die Welt schicken können!"

Schmunzelnd sah Kapitän Holm Aagers auf die Depesche. Dann reichte er sie dem Funkoffizier und sagte: „Lesen Sie mir das Ding 'mal laut vor, Dalgnar, vielleicht verstehe ich es dann besser!"

Und der Offizier las:

„Schiff genau untersuchen, ob unsichtbarer Mensch darauf. Falls ja, festnehmen, sicherer Gewahrsam. Vorsicht mit seinem Hut. Sorgfältig aufbewahren. Nichts ausliefern. Polizeidirektion Kopenhagen."

Holm Aagers erhob sich. „So, mein lieber Dalgnar, nun nehmen Sie das Ding und schmeißen Sie es Außenbord. Und nach Kopenhagen an die Polizeidirektion depeschieren Sie:

„Unsichtbarer Mensch nicht zu sehen, drei überflüssige, alte Hüte an Bord, werden gut aufgehoben und mitgebracht bei Rückkehr. „Jütland", Aagers!"

Und mit einer dröhnenden Lache schritt er hinaus, gefolgt von dem Funkoffizier.

Als der Kapitän in den kleinen Speisesaal trat, saßen seine elf „Familienmitglieder" bereits beim Frühstück. Er nickte ihnen freundlich zu, schritt langsam um den großen Tisch herum und betrachtete aufmerksam jeden Fahrgast.

„Was mustern Sie uns so sonderbar?" fragte eine junge Dame, die eine Studienreise nach London machte und deren Mittel wie bei den anderen gleichfalls nicht für einen größeren Dampfer ausreichten.

Holm Aagers verzog das Gesicht zu einem verschmitzten Lächeln und kraute seinen Bart: „Tja, sehen Sie, mein Fräulein! — Das ist ein sehr schwieriger Fall! — Es gehört zu meinen Gepflogenheiten, jeden Morgen meine Passagiere anzusehen, ob nicht einer von ihnen krank oder gar verschwunden ist.!"

„Sie haben Glück, daß Sie keinen Überseedampfer von 40 000 Tonnen fahren, Sie würden mit der Musterung nie fertig werden!' lachte die Dame.

„Richtig!" lachte Holm Aagers. „Aber was sagen Sie nun dazu, mein Fräulein, wenn ich soeben ein Telegramm von der Kopenhagener Polizei erhalten habe, die mir mitteilt, daß sich auf meinem Kasten ein ausgemachter Filou von Hochstapler befindet, den ich in Ketten gelegt bei der Rückkehr ausliefern soll?"

Elf Paar Bestecke fielen klirrend auf die Teller zurück. Alles sah den Kapitän sprachlos an. Holm Aagers weidete sich an den Gesichtern.

„Ein Hochstapler auf dem Schiff? — Ein richtiger Verbrecher? — Ein langgesuchter Verbrecher?" Die Fragen klangen durcheinander.

Holm Aagers schmunzelte und seine kleinen Äuglein wanderten immer noch von einem zum andern.

„Aber nein, wie romantisch", flötete eine Frauenstimme. Sie gehörte einem jungen Mädchen, das nach London zu ihrem Bräutigam fuhr. „Kann man ihn nicht sehen, diesen großen Unbekannten? — Ich habe noch nie einen richtigen Verbrecher von Angesicht zu Angesicht gesehen!"

„Vorläufig noch nicht!" grinste Holm Aagers. „Wir müssen ihn ja erst suchen!"

Das brachte alles zur Besinnung und von diesem Augenblick an beobachtete ein Passagier den andern mißtrauisch und ließ ihn nicht aus den Augen. Konnte man wissen, ob der von der Polizei gesuchte Gauner nicht hier neben einem am Tisch saß und mit aller Seelenruhe frühstückte?

„Erzählen Sie, bitte, wie sieht er denn aus?" erkundigte sich ein junger Mann, von dem alle wußten, daß er nach Amerika auswandern wollte. Er war klein und schmächtig und hatte ein blasses Gesicht, aus dem zwei wasserblaue Augen schwärmerisch in die Welt lugten.

Und da kam dem Kapitän eine Idee. Er ließ sich auf einem Stuhl nieder und sagte sehr ernst:

„Die Polizei hat depeschiert, daß der Kerl sich unter dem Vorwande, auszuwandern, auf ein Schiff geschlichen hat, — natürlich mit falschen Papieren, — und daß er sehr klein ist, einen dunklen Anzug trägt und es meisterhaft versteht, mit seinen unschuldigen blauen Kinderaugen höchst harmlos in die Welt zu gucken!"

Alles sah auf den jungen Mann, der über und über rot wurde und nervös mit seinen Fingern an seinem schwarzen Jakett herunterfuhr.

Im nächsten Augenblick hatte sich eine große Kluft zwischen ihm und den anderen Passagieren gebildet. Alle waren abgerückt von ihm. Nur das junge Mädchen, das nach London fuhr, um den Bräutigam zu besuchen, sah mit unverhohlener Bewunderung und schwärmerischer Hingabe zu ihm hinüber. —

Als der junge Mann am Nachmittag auf dem Deck zwischen Ballen und Kisten einsam niederhockte und aufs Meer hinaussah, hatte er einen hellen Anzug angezogen. Erschrocken fuhr er auf, als er Schritte hörte. Das Mädchen war ihm gefolgt und hatte ihn ausfindig gemacht.

Sie errötete, als sie vor ihm stand, spielte nervös mit ihrer Bernsteinkette, die sie um den Hals trug und stellte ihn dann zur Rede. — — —

Aber schon nach wenigen Minuten wandte sie sich von dem auf den Knien liegenden Manne ab mit den Worten: „Sie sind der uninteressanteste und langweiligste Mann, den ich je gesehen habe!"

Hinter ihr her aber klang ein seltsames Lachen. Als sie sich verwundert umblickte, lag der junge Mann jedoch noch immer auf den Knien.

Das Mädchen ging hinunter und suchte die Kajüte des Kapitäns auf. Sie klopfte an und trat ein. Holm Aagers saß vor seinem in die Wand eingelassenen Tisch und sah ihr entgegen.

Mit raschen Schritten trat sie auf ihn zu, stellte sich mit verschränkten Armen hin und sah ihn lächelnd an. Und ehe er etwas sagen konnte, fragte sie: „Bin ich schön, Herr Kapitän?"

Holm Aagers betrachtete verwundert das junge Mädchen und schmunzelte.

„Hm! — Doch! Donner und Doria! Verflucht schön!"

Das Mädchen lachte. „Könnte ein Mann stolz sein auf mich, Herr Kapitän?"

Holm Aagers nickte. „Ich bin heute ein alter Mann, liebes Fräulein, und ich glaube, früher waren die Frauen nicht so schön wie jetzt! Aber eins weiß ich bestimmt: Wenn ich heute ein junger Kerl wäre, dann würde ich durch ein Meer von Haifischen schwimmen, wenn ich zu Ihnen wollte!"

„So!" Das junge Mädchen wurde nachdenklich. Dann neigte es sich dicht an das Ohr des alten Seebären, — so dicht, daß es ihm heiß und kalt zugleich über den Rücken lief. „Ich glaube, Sie haben sich in Ihrer Vermutung getäuscht!"

„In welcher?" fragte er erstaunt, ohne sich zu rühren.

Das Mädchen wurde ungeduldig. „Nun, daß dieser junge Mann in dem schwarzen Anzug, der nach Amerika auswandern will, der große Unbekannte ist!"

„Dammit!" Der Kapitän machte ein erstauntes Gesicht und schlug mit der Hand auf den Oberschenkel. „Woher wissen Sie das?"

„Ich habe mit ihm gesprochen!" flüsterte das Mädchen. „Ich habe ihm gesagt, daß er bewunderungswürdig ist, habe ihm gesagt, daß ich ihn lieben könnte!"

„Und — —?"

„Er solle sich mir zu erkennen geben!"

„Hat er das vielleicht getan?"

„Keine Spur! — Ich wäre mit dem Manne rund um die Erde gereist. Ich hätte alles mit ihm geteilt, Not und Entbehrungen und Gefahren!"

„Und wollte er das nicht?"

„Nein!" Das Mädchen stampfte mit ihren zierlichen Füßchen auf den Boden. „Er ist vor mir auf die Knie gefallen und hat gebettelt, ich möchte doch glauben, daß er ein unschuldiger, harmloser Auswanderer wäre!"

„Ach!"

„Ja! — Und sehen Sie, Herr Kapitän, — wenn er wirklich der Hochstapler wäre, hätte er sich von einer anderen Seite gezeigt. Er hätte mich in seine Arme genommen und nicht wieder losgelassen, weil er hätte stolz sein müssen auf meine Liebe. Ein Gauner fällt nicht vor einem Mädchen auf die Knie nieder!"

(Fortsetzung folgt.)

Des Dorfschulmeisters Frühlingsfahrt.

Skizze von **Karl Heinz Toburg.**

Nun stand er am Rhein, dem Ziel seiner Sehnsucht. Es war die erste große Reise seines Lebens. Daheim, in dem kleinen niedersächsischen Dorfe, kannte er nur einige umliegende Städte. Drei Jahrzehnte lang hatte er dort gewirkt, umgeben von einer oft wechselnden Kinderschar, geliebt von der ganzen Gemeinde. Die gleiche Hingabe, mit der er den Schuldienst versah, galt den Dorfbewohnern, wenn sie seinen Rat begehrten oder Schriftstücke ausfertigen ließen. Besonders während des Großen Krieges, als die meisten Männer draußen die Heimat schützten, hatte er unzählige Anliegen zu erledigen und oftmals Trost zu spenden. Bis auch er heimgesucht wurde: zwei Söhne, seine einzigen Kinder, starben fürs Vaterland. Ein Jahr später nahm auch seine Lebensgefährtin für immer von ihm Abschied.

Da wurde es still um den Einsamen. Die Welt erschien ihm wie ausgestorben. Teilnahmslos vollzog er den Unterricht. Die Frau seines Kollegen, mit dem er das Schulhaus bewohnte, versorgte zwar seinen Haushalt, aber die ihm einst lieb gewesenen Räume waren zu leer geworden. Fast flüchtend eilte er oft hinaus, durchstreifte ziellos die nahe dem Dorfe gelegene große Waldung oder weilte auf dem Friedhof am Grabhügel seiner Frau. Dort hatte man ihn eines Abends aufgefunden. Von Fiebern durchwühlt lag er, an Lungenentzündung erkrankt, wochenlang danieder. Wie ein Wunder gestaltete sich seine Genesung, die er als eine Wiedergeburt empfand, verbunden mit der Erkenntnis, daß nicht sein eigenes Schicksal, sondern das der ihm anvertrauten Kinder vorherrschend war.

Erneut und mit doppelter Hingabe widmete er sich seiner Lebensaufgabe. Jahraus, jahrein sah er die Jugend kommen und gehen. Wenn er das Schulzimmer betrat, war es wie von Sonnenschein erfüllt, und strahlend blickten ihn alle Augen an. Nie hatte ein Lehrer die Seele des Kindes tiefer zu ergründen vermocht als dieser Dorfschulmeister. Mit feinstem Verständnis und milder Strenge bot er den Jungen und Mädchen sein Wissen, gekrönt von einer wundersamen Liebe. Es war, als ob dieser gütige Mensch den ganzen Reichtum seines Innern wie eine Saat ausstreuen wollte in die Herzen der Jugend.

So hätte sein fünfundsechzigster Geburtstag, den das Dorf ihm zu Ehren wie einen Feiertag beging, für ihn ein Augenblick freudigen Ausblicks sein können, wenn nicht der drohende Abbau gewesen wäre. Zwar hatte die Gemeinde wiederholt versucht, ihren alten Lehrer zu behalten, aber die Schulbehörde bewilligte, schon im Hinblick auf die allzu vielen Anwärter, nur einen halbjährigen Aufschub. Und als diese sechs Monate vergangen waren, ahnten alle, daß es mit dem Alten nun bergab gehen würde.

Abgebaut, noch im Vollbesitz der Kräfte und dennoch ohne Arbeit, ohne eigentlichen Daseinszweck, fühlte der Einsame sich verlassener denn je zuvor. Leichte Verbitterung prägte sich in seinen Zügen aus; Unruhe befiel ihn, und schmerzlich empfand er, daß er bald versagen und dahin siechen würde. Ein tragisches Geschick begann sich zu wiederholen ...

Da verwirklichte er den oftmals gehegten Wunsch, das Soldatengrab seines Ältesten, der im Lazarett zu Andernach den schweren Wunden erlegen war, aufzusuchen.

Wie ein Abschiednehmen vom Dasein war ihm diese Frühlingsfahrt an den Rhein, die einzige große Reise seines Lebens, erschienen. Losgelöst von der engeren Heimat, den Schmerz verborgen unter mannigfachen, nie gekannten Eindrücken, sah er vom Zuge aus das Tal der Weser, die Hochöfen des Ruhrgebietes und die Burgen am Rhein. Ergriffen stand er vor dem schlichten Kreuz der Ruhestätte seines Sohnes, und erinnerungstrunken schweiften seine Gedanken zurück in die Vergangenheit; ein stilles Glücksverlangen stieg in ihm auf, als er im Geiste die alten Zeiten und seine Lieben wahrnahm. Um so schwerer fiel ihm die Heimfahrt, die einer unsagbar großen Entsagung glich.

Kurz vor Bielefeld ging er in den Speisewagen, um Kaffee zu trinken. Gegenüber dem einzigen noch freien Platz, den er einnahm, saß eine etwa dreißigjährige Dame, deren herbschönes Antlitz er verstohlen betrachtete. Sein immer noch frisches Gedächtnis bedurfte nicht langen Grübelns: das war ja die „strohblonde Hanne", wie sie einst in seiner Klasse genannt wurde! — Im nächsten Augenblick gegenseitiges Erkennen. —

Und nun begann des Dorfschulmeisters eigentliche Frühlingsfahrt. Mitfühlend hatte Hanne, der die leidverzehrten Züge des früheren Lehrers nicht entgangen waren, nach deren Ursache geforscht und so das tragische Geschick dieses lieben Menschen erfahren. Sollte sie den noch rüstigen, bewährten Führer der Jugend, der in kleinem Kreise Jahrzehnte lang Großes vollbracht und auch ihr einen zuverlässigen Wegweiser fürs Leben gegeben hatte, dem vorzeitigen Ende preisgeben? Daheim in Westfalen, auf dem abseits gelegenen Gutshof ihres Mannes, der von der nächsten Schule fast zwei Wegstunden entfernt war, weilten ihre beiden bald schulpflichtigen Mädels; ihnen den rechten Hauslehrer und diesem einen gesegneten Lebensabend bieten zu können, erschien ihr als eine so gütige Fügung, daß sie beglückt die Hände des Alten streichelte, als dieser, die Schicksalswende kaum fassend, zustimmte.

„Nun hat mein Dasein doch wieder einen Inhalt bekommen," meinte er kaum vernehmbar, während sein Blick in den Augen derer ruhte, die er einst betreut hatte und die ihm jetzt den köstlichsten Dank abstattete, indem sie ihm die eigenen Kinder anvertraute . . .

So wurde die Heimreise eine Fahrt ins Glück! Und während draußen im frischen Saatengrün und ersten Blütenschmuck die Landschaft vorüber eilte, hielt im Herzen des Dorfschulmeisters ein neuer Frühling seinen Einzug.

Im Schacht.

Skizze von **Otto Fabian-Rauxel.**

Einander abgewandt standen sie auf der herabgleitenden Förderschale. Die Ketten klirrten. Das Gestänge ächzte wie unter heimlichem Erschauern. Dunkelheit war unter und über ihnen. Nur im engen Geviert des Korbes verbreiteten die Grubenlampen freundliche Helle.

„Die Hete! Oh, die Hete!" hob sich der übermütige Ruf eines jungen Schleppers aus dem Geflüster einer Männergruppe empor. Ein Gelächter schwoll an. Höhnisch wurde es von der Enge des durchrasten Schachtes zurückgeworfen. Wilhelm Jendies zuckte zusammen. Ungewollt bog er den Kopf ein wenig seitwärts. Aber schnell nahm er ihn wieder herum, denn ihm war, als habe er etwas Entsetzliches geschaut. Ganz deutlich glaubte er zu hören, wie hinter seinem Rücken heißer Atem aus keuchender Männerbrust pfiff. Ihn fror. Mit unsicherem Griff zog er das Flanelltuch fester um den Hals. Da hielt der Korb am geräuschumbrausten Füllort . . .

— — Schweigsam wie immer verrannen die Arbeitsstunden. Zu zweit schafften sie vor Ort. Manchmal sahen sie einander an, fremd und kalt, voll verletzender Nichtachtung. Wärme und Gefühl hatten in ihren Blicken keinen Platz mehr. Hinter der Gleichgültigkeit aber, die einer dem anderen vorzutäuschen sich eifrig bemühte, sprang manchmal jählings ein drohender Funke auf.

Jendies, dem weicheren, verträglicheren von beiden, war das böse Spiel schon lange zuwider. Aber nachgeben, immer nachgeben, wenn der andere rücksichtslos forderte? Nein, das ging nicht! Diesmal ganz gewiß nicht! Indes, die Stille bedrückte ihn, die Stummheit des Schaffens legte sich wie ein Ring um seine Brust. „Wir müssen verbauen", sagte er, nur um den Klang einer menschlichen Stimme zu hören. Fetzing schwieg. Aber seltsam, er ließ den Abbauhammer ruhen und fuhr sich mit der kohlengeschwärzten Hand nachdenklich über die schweißfeuchte Stirn. Plötzlich lachte er auf, grell und höhnisch, daß es sich anhörte, als liefe Koboldgelächter die Strecken entlang.

„Verbauen, meinst du? Hahaha — weshalb, du, he? Wär's nicht besser, der Berg verschlänge uns beide, daß keiner das Mädel kriegt, keiner?!"

Jendies wollte etwas erwidern, aber seine Gedanken verwirrten sich. Er mußte nur immer den Kameraden ansehen, als vermöchte er dadurch eine gefährliche, aus dumpfer Leidenschaft emporzüngelnde Regung zu ersticken.

Fetzing spielte in der Tat mit dem Gedanken der Vernichtung. Warnende Geräusche verrieten seinem geschulten Ohr, daß das Gebirge nicht mehr lange hielt. Wenn er nun blitzschnell die Hacke ergriff und ein paar kraftvolle Schläge gegen den Stempel führte, daß die Schalhölzer nachgaben? Vielleicht — nein sehr wahrscheinlich sogar würde hereinbrechendes Gestein ihre Leiber begraben. Und dann, ja dann wurde die Hete doch nicht des anderen Weib!

Unheimlich drängte der wilde Gedanke nach Verwirklichung. Kalter Schweiß troff dem Manne von der Stirn. Seine Hände spielten zwecklos am Lederriemen, blieben dann untätig in den Hüften liegen. Im Gestein knisterte es. Trockene Hitze hing im engen Stollen. Irgendwo schlug ein Stein klirrend auf ein Luttenrohr. Im Nachhall des Geräusches schwangen Feindseligkeit und Heimtücke. Auf einmal brach es ein. Polternder Steinschlag, staubaufwirbelnd, dumpf verrollend. Einen Augenblick Kirchenstille. Fernher durch schicksalschwangeres Dunkel kam das helle Pochen der Bohrhämmer, das Schüttern einer Rutsche. — Ein Schrei riß sich von Fetzings Lippen. Hastende Schritte wurden hörbar, Rufe. Scharf und schneidend klangen Befehle . . .

Dicht vor Fetzing war der Steinschlag niedergegangen, Jendies unter sich begrabend. Aus dumpfer Verstricktheit jählings erwachend, warf sich der Überlebende auf das Gestein. Mit übermenschlicher Kraft zerrten seine muskelharten Arme Stein um Stein aus dem Haufen, der den Kameraden deckte. Andere Fäuste griffen in das Rettungswerk ein. Trotzig, zäh, verbissen rangen die wortkargen Männer mit dem Tode um die Beute. In Fetzings Brust tobte ein Aufruhr. Hatte er wirklich den Schlag gegen den Stempel geführt? Nein, nein! wehrte sich verzweifelt sein besseres Ich. Da lag ja die Hacke. Er hatte sie nicht angerührt! Aber das gefährliche Spiel mit dem Vernichtungsgedanken, das verstandeskalte Erwägen der verwerflichen Tat? Langsam, unaufhaltsam erwuchs daraus ein Schuldgefühl, wuchs und wuchs zu erdrückender Schwere . . .

— — Der Anschläger klopfte, daß der Korb einen Verletzten zu Tage bringe. Nicht schwer beschädigt, nur arg benommen lag Jendies auf der Bahre. Ein paar Stempel, die zum Verbauen bereit standen, hatten sich im Fallen schützend über seinen Körper gelegt und der Wucht der Steinmassen getrotzt. Der Hohlraum aber barg soviel Luft, wie ein Mensch zum Atmen für kurze Zeit gerade brauchte.

Groß und gespenstisch weiß standen Jendies Augen im staubbedeckten Gesicht. Fetzing vermochte dem suchenden Blick des Verletzten nicht zu begegnen. Noch beschattete Schuldgefühl die keimende Freude über die wider Erwarten gelungene Rettung. Als aber der Korb aus dunkler Tiefe in die Lichtfülle des Tages tauchte und die Begleiter sich anschickten, den Verletzten fortzutragen, griff seine Hand wie unabsichtlich am Rande der Bahre vorbei, daß sie die Finger des Kameraden berührte.

„Die — Hete — — wird dich wieder — gesund — — pflegen", sagte er stockend zwischen schmerzlicher Entsagung und freudeahnender Befreiung. Jendies verstand. Ein traumhaftes Lächeln umspielte seine Lippen. Um ihn blaute der lichte Tag. Die beglückende Gewißheit eines fortan unbestrittenen Besitzes schwellte ihm die schmerzende Brust.

Die Kultur der Keilschrifterfinder.

Von Prof. Dr. Eckhard Unger, Universität Berlin.

Vor 30 Jahren, 1897, haben F. Delitzsch und F. Hommel die ersten ernsthaften Versuche gemacht, die Bilderschriftzeichen der Keilschrift sprachwissenschaftlich zu deuten. Die Forschung war äußerst schwierig, 1. weil die Schrift sich in 3000 Jahren vollkommen ins Kursive veränderte, 2. weil die Schriftrichtung sich von der linksläufigen und senkrechten Richtung sehr bald in die rechtsläufige — wie unsere heutige Schrift — umgewandelt hatte, wobei sich die Zeichen um 90 Grad nach rechts umlegten, und 3. weil die Zeichen, bald nach der Übernahme der Schrift durch die Semiten, um 2800 v. Chr., eine derartige Fülle von Bedeutungen angenommen hatten, daß die ursprüngliche Bedeutung der Bildzeichen nicht mehr mit philologischen Mitteln allein, sondern in erster Linie durch archäologische Beobachtung, durch die Betrachtung des Bildes selbst, erschlossen werden konnte. In diesem Sinn habe ich mich eingehend damit beschäftigt, und es ist heute schon möglich, aus den Zeichen der Bilderschrift selbst die damalige Kultur der Schrifterfinder abzulesen, die, wie wir wissen, die Sumerer gewesen sind. Seit etwa 3300 waren sie in Mesopotamien ansässig.

Verschiedene Zeichen der Schrift machen es zur Gewißheit, daß die Sumerer ursprünglich in den Gebirgen zwischen Indien und Mesopotamien gewohnt haben. Das Zeichen für „Land" ist ein Gebirge, der „Stier" ist das Bild eines Wisents, der nur im Gebirge heimisch ist; die sumerischen Götter sind z. T. Berggötter oder Bergriesen. Die Fauna, die die Sumerer in ihrer Schrift darstellen, ist sehr beschränkt. Sie kennen den „Hund", den „Esel", aber die andern Tiere, wie Gazelle, Antilope, Widder, Ziege, Löwe sind in der Schrift Kompositionen aus dem Zeichen für „Esel"; der „Löwe" wird auch als „Mächtiger Hund" bezeichnet. Einige Zeichen sind also vermutlich noch während der Anwesenheit der Sumerer im Gebirge entstanden, weitaus die meisten aber, sowie die Ausbildung der Schrift überhaupt, sind in der Tiefebene Mesopotamiens systematisch gestaltet.

„Ostwind" wird der „Wind des Gebirges", d. h. des Zagrosgebirges, genannt. Es gibt einige Zeichen für „Palme", eine Dattelrispe oder eine Palmkrone, die für „Haupthaar" verwendet wurde. „Rohr", „Zwiebel", „Getreide" haben eigene Zeichen; „Garten" ist ein Bassin und zwei Getreideähren; ein Zeichen für „Land" ist ein viereckiges, schachbrettartig geteiltes Feld. Die Sumerer waren also damals Ackerbauer; sie betrieben die Landwirtschaft durch Sklaven. Der „Sklave", die „Sklavin" sind Mann bzw. Frau des Gebirges; d. h. die Gebirgsbewohner wurden von den Summrern als Sklaven gebraucht.

Für die Ermittlung der Kultur läßt sich vielerlei aus den Schriftzeichen gewinnen. Für „Mensch" gab es ein eigenartiges Zeichen: Bartloser Kopf mit Oberkörper, der unten in einen Nagel endigt, dem Typ der Nagelgottheit nachgebildet, die man bei Gründungsurkunden verwendete. „Herr" bzw. „König" ist Mensch und Federkrone. Die ältesten Denkmäler zeigen tatsächlich federgeschmückte Männer, die wie Indianer ausgeputzt sind. „Herrin" ist Frau und Kleid. Für die Religion ist wichtig, daß die „Erde" als ein spitzer Hügel dargestellt wurde; „Himmel" und „Gott" wurde durch den Stern, „Gestirn" aber durch drei Sterne wiedergegeben; das Zeichen „Bild" war ein zweibeiniges Gestell mit zwei Stierköpfen und deutet wohl auf die Verehrung dieses Tieres; „Schicksal" und „Schwalbe" ist ein und dasselbe Zeichen, eine Abbildung der Schwalbe, und wird ihre Beziehung zur Deutung der Zukunft z. B. aus dem Vogelflug kundtun; „Namengeben" ist eine Komposition von Bett und Vogel (Ente) und wird einen ähnlichen religiösen Ursprung haben. Verschiedene Standarten, die den Mond, die Sonne als Emblem tragen, galten als Schriftzeichen von Städten. Das älteste „Opfer" war das Getreideopfer, ein Vasenständer mit Getreide als Schriftzeichen.

Bezüglich der profanen Kultur erfahren wir, daß die „Spindel", das „Schiff", drei verschiedene „Netze", die „Tür" (Pfostentür), „Bett", ein eigenartiges Traggestell, auf den Rücken gehängt, der Feuerständer bekannt waren, da sie durch eigene Zeichen vertreten sind. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft, soweit sie künstlicher Zubereitung bedurften, stellte der Schrifterfinder durch die verschiedenen Krüge, Körbe und Behälter dar, in denen Brot, Öl, Wein, Milch, Früchte aufbewahrt wurden. Sogar „Bier" und „Bierbrot" waren demnach damals schon erfunden. Ein Mörser mit Ähre darin, d. h. „Zermalmen", zeigt, daß das Getreide im Mörser zerstampft wurde. Ein Maß mit Getreide, d. h. „Kaufpreis", läßt erkennen, daß man mit Getreide bezahlte, und das kleinste Geldgewicht war in Mesopotanien das Getreidekorn. Aber auch andere Geldmittel standen zur Verfügung, ein halbmondförmiger Silberbarren mit Abteilungsstrichen bedeutete „Silber" und „Geld". Noch interessanter aber ist das Zeichen, das für ein größeres Gewichtstück, den „Sekel", gebraucht wurde, und das gleichzeitig eine kupferne Axt mit eigenartiger längerer Tülle vorstellte und bedeutete; sie war zur Zeit der mit „Susa II" bezeichneten Periode in der persischen Gegend üblich. Diese Axt wurde als „Geld", als Tauschmittel, verwendet. Auf die große Bedeutung dieser bei Ausgrabungen auftauchenden Axtform hat kürzlich Prof. Hubert Schmidt aufmerksam gemacht, demzufolge die Entstehung der Keilschrift somit höchstwahrscheinlich in die Periode Susa II, um die Mitte des 4. Jahrtausends, angesetzt werden kann. Die Erfindung der Keilschrift durch die Sumerer fällt jedenfalls in eine Periode der Metallverwendung, die für die Erfinder die Kupferzeit war, während andere Völker, namentlich in Europa, noch lange in der Steinzeit verharrten.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.